

In dieser sehr verdichteten Erzählung finde ich das Gespräch zwischen dem Blinden und Jesus besonders bemerkenswert: Jesus fragt ihn: „Was willst du, dass ich dir tue?“ Woraufhin der Blinde antwortet: „Ich möchte sehen können.“ – Das ist doch wohl klar. Was sollte ein Blinder denn anderes wollen...!

Das Gespräch ist aber offenbar doch richtig und wichtig so. Jesus als Messias handelt nämlich nicht automatisch. Das Heil kommt nicht von selbst. Seine Macht, die Not zu wenden und unsere Bedürftigkeit muss erkannt und ausgesprochen werden.

Hinter der Frage Jesu muss man die Wertschätzung des Menschen und seiner Freiheit sehen, gleichsam die Sensibilität Gottes, der uns mit der Rettung nicht überrennen will. Es gehört sehr wohl die Frage dazu, was wir wollen. Und auch der richtige Wunsch, mag er von außen noch so selbstverständlich erscheinen: „Ich möchte sehen können“.

Dieser Wunsch des Bartimäus hat zwei Seiten.

1. Zum einen ist er eine Bitte um das Natürlichste; es wird nichts Besonderes gewünscht, nichts Übernatürliches, sondern etwas elementar und gesund Menschliches – das Sehvermögen. Die Schöpfung muss nicht korrigiert werden, wir besitzen an sich alles, wenn es nur richtig funktioniert ... Freilich gehört Blindheit und das Sehen-können in der Bibel und auch in der Philosophie nicht nur ins Resort der Augenärzte, sondern umfasst auch das Verstehen, die „Einsicht“, die Klarheit der Erkenntnis. Aber auch dann bleibt es eine natürliche Fähigkeit des Menschen – zunächst nichts Außergewöhnliches.
2. Als letztes Wunder im Markusevangelium und Abschluss der ersten Hälfte des Buches bekommt die Bitte des blinden Mannes doch noch eine weitere Tiefendimension. Sie ist nicht zufällig an den Messias gerichtet, der mehr ist als Arzt und Lehrer. Er stellt unsere menschliche Natur ganzheitlich wieder her, sodass auch dem Sehen eine tiefere Bedeutung zukommt. Deshalb fragt Jesus scheinbar etwas „dumm“ in Anführungszeichen, was dem Mann fehle. Ihm fehlt das, was die Erde zum Paradiesgarten und das Paradies zur unüberbietbaren Heimat für den Menschen gemacht hat: die Unmittelbarkeit zu Gott, dass er unter dem Blick Gottes lebte und ihn von Angesicht zu Angesicht sah – wenn man will – in „Augenhöhe“. Seitdem der Mensch diese offenen Augen verloren hat und sich

nicht mehr an der Gestalt Gottes sattsehen kann (vgl. Ps 17,15), sitzt er am Wegrand wie ein Bettler – sogar dann, wenn er ganz gesunde Augen hat und nicht einmal eine Brille braucht.

Aber zu dieser Blindheit gehört leider auch, dass der Blinde sie allzu oft nicht einmal wahrnimmt. So kommt es, dass Jesus genauer nachfragt, was der Mann wirklich will. Denn es ist durchaus denkbar, dass wir etwas vom Messias wollen, was er gar nicht leisten kann oder will, was gar nicht seine Aufgabe ist, und was nicht unser eigentliches Problem betrifft. Häufig empfinden wir unsere tiefste Blindheit gar nicht als Verlust und Mangel und bitten bloß um das Augenlicht, um die Objekte unserer Begierden besser zu sehen. Diese Geschichte erzählt jedoch vom tiefsten und größten Wunsch, nämlich von der Heilung unserer Augen des Glaubens, dass wir Gott und seinen Messias sehen und erkennen. Die gesamte Geschichte Israels verläuft als Heilungsweg des Menschen, um Gott in der Schöpfung und in seinem Gesetz zu erkennen und in seiner Herrlichkeit zu leben. Und jetzt, wo Gott sein letztes großes Wort in Jesus ausspricht, besteht die Gefahr, dass man es nicht erkennt und sein Werk übersieht. Das Sehen, worum es hier geht, ist auch Jesu heißester Wunsch. Deswegen ruft er den Mann, der ihn bereits angerufen hat: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Jesus erkennt in diesem Ruf bereits den Glauben des Mannes als Quelle des neuen Sehens. Jesus braucht nichts mehr zu tun, kein Zeichen, keine Berührung, kein Wort, keine Therapie – nur die ruhige Feststellung: „Dein Glaube hat dich gerettet.“

Im Glauben liegt schon das Sehen, das auf das Wort Jesu hin die Augen tatsächlich aufgehen lässt.

Aber was sieht der Blinde? Davon berichtet die Geschichte nicht mehr, nur ein Nebensatz steht bei Markus, der alles erklärt; es heißt: „Im gleichen Augenblick konnte er sehen und er folgte Jesus auf seinem Weg nach.“

Dieser Weg führt nach Jerusalem. Das nächste Kapitel erzählt den Einzug Jesu in die Stadt. Vielleicht derselbe Weg, wovon Jeremia in der Lesung spricht, vom Jordantal hinauf zum Zion: aus der Gefangenschaft und Zerstreung in die Neusammlung des Gottesvolkes. Auch Jeremia erwähnt dabei Blinde, die mitziehen. Dass sie geheilt würden, ist dort nicht gesagt, denn mehr Heilung

gibt es kaum, als dass man diese Bewegung zurück in die Heimat mitgehen darf.

Unser geheilter ehemals Blinder wird bald Augenzeuge der fortgesetzt tiefen Blindheit bei der Obrigkeit und Hierarchie in Jerusalem sein, die Jesus ans Kreuz bringt. Und er wird auch die verborgene Herrlichkeit der Auferstehung sehen. Seine neu geschenkten Augen des Glaubens werden einsehen, dass diese zwei: Kreuz und Auferstehung, Leid und Herrlichkeit zusammengehören. Es beginnt alles mit dem lauten Schrei des Blinden am Wegrand: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ – Dieser Ruf wurde in der Ostkirche die ursprüngliche Form des sog. Jesusgebetes. Eine minimalistische Gebetsform, in dem diese Zeile unablässig wiederholt wird. Denn darin steckt schon alles, was wir von uns und vom Messias bekennen können. Zu diesem Satz darf man immer zurückkehren und von ihm aus jeden Tag neu starten, denn die Fortsetzung ist garantiert: „Hab nur Mut, er ruft dich.“